

ERIKA RICHTER

Prälat Josef Kayser 1895-1993. Deutsche Geschichte im Spiegel eines bewegten Lebens

Ein deutsches Priesterleben im 20. Jahrhundert – das ist wohl in keinem Fall ein beschauliches Seelenglück in der Gottgeborgenheit. Selten verdichten sich aber in einer Biographie die unterschiedlichen Strömungen, Konflikte und Katastrophen unseres Säkulums so anschaulich, wie in der des am 22. 11. 1895 in Schmallenberg geborenen Pastors Josef Kayser, der am 27. April 1993 auf dem Waldfriedhof Lippstadt-Eickelborn seine irdische Ruhestätte fand.

Hier seien ein paar Stationen seines Lebens noch einmal nachgezeichnet.¹ Der Sohn eines Schmallenberger Textilfabrikanten, von dem der fast Hundertjährige immer noch mit Liebe und Respekt erzählte, besuchte das Gymnasium in Attendorn. Hier war er Banknachbar eines späteren Priesters, der 1944 dem Fallbeil der Nazihenker zum Opfer fiel: des Franziskaner-Paters Kilian Kirchoff. Als im September 1992 die Zeitschrift „Sauerland“ an diesen erinnerte, der sich als Nachdichter byzantinischer Hymnen weltweiten Ruhm erworben hatte, ehe er wegen „staatszersetzender Äußerungen“ denunziert und hingerichtet wurde, dankte Kayser aus dem Altersheim in einem bewegten Leserbrief für den Artikel.²

Ostern 1914 postierten sich 17 gravitatisch dreinschauende Abiturienten, (Kilian Kirchoff war inzwischen in ein Franziskaner-Kolleg nach Holland übergewechselt) in Schülmütze, steifem Kragen und strammer Haltung um ihren Ordinarius, einen Major der Reserve, zum obligaten Erinnerungsphoto. Soll man es als symbolisch empfinden, daß Josef Kayser auf dem vergilbten Photo der düstere Links-Außen ist? In einem Jahrzehnte später entworfenen Lebenslauf berichtet er, daß er schon als Gymnasiast von den religiösen und sozialen Ideen des schwungvollen und unkonventionellen Dr. Carl Sonnenschein gepackt war. Dieser katholische Priester schrieb seine begeisternden Artikel damals im Rahmen des „Volksvereins für das katholische Deutschland“. Er begründete in Mönchengladbach ein „Sekretariat Sozialer Studentearbeit“, um junge Akademiker an die sozialen Probleme der Gegenwart heranzuführen und sie in lebendigen Kontakt mit der Arbeiterschaft zu bringen.³ Schon erwog auch der junge Kayser einen

1 Dieser biographische Versuch stellt die stark erweiterte Fassung meines Artikels zu Kaysers 90. Geburtstag in der Zeitschrift „Sauerland“, Heft 3, Sept. 1985, S. 76ff. dar.

2 Leserbrief Kaysers in „Sauerland“, Heft 4, Dez. 92, S. 147 zu einem Aufsatz von Dietmar Rost in „Sauerland“ 3/1992, S. 95ff.

3 Dazu Heinz *Hürten*, Deutsche Katholiken 1918-1945, Paderborn 1992, S. 144-146.

Beruf, in dem er seine sozialen und religiösen Neigungen verwirklichen konnte. Aber der Vater hatte mit dem einzigen Sohn neben vier Töchtern andere Pläne.

Der Kriegsausbruch verschob die Entscheidung. Selbstverständlich meldete sich der junge Sauerländer wie viele seiner Altersgenossen freiwillig. Er kämpfte im Baltikum (Dünaburg) und in Frankreich. Er wurde mehrfach verwundet und erlebte als Kompanieführer 1918, wie die scheinbar festgefügte Welt des Kaiserreichs zerbrach. Der junge Leutnant wurde Bergmann, arbeitete im Ruhrgebiet, in Kali-Zechen in Mitteldeutschland und in den Schwefelkiesgruben im sauerländischen Meggen. Neben der praktischen Tätigkeit studierte er Bergbauwissenschaft in Clausthal-Zellerfeld und Berlin. Dort machte er 1924 sein Diplom als Bergingenieur. Es war charakteristisch für ihn, daß er in Berlin zum engsten Kern der Sonnenschein-Zirkel stieß, da Carl Sonnenschein mittlerweile unter den Katholiken der Reichshauptstadt eine breite Wirksamkeit entfaltet und u. a. einen Geschichtsverein für die Mark Brandenburg gegründet hatte. Bei den sonntäglichen Wanderungen der Gruppe übernahm Kayser, der ein leidenschaftlicher Gesteinskundler bis ins höchste Alter blieb, den geologischen Part. Aber auch im Sauerland suchte und sammelte er unermüdlich, vor allem seit ihn eine neue Wendung seines Lebensweges wieder nach Westfalen geführt hatte.⁴ 1926 entschloß er sich doch noch zum Theologiestudium in Paderborn. Er wurde am 15. März 1931 hier zum Priester geweiht.

Der Lagerkaplan

Inzwischen hatte die Wirtschaftskrise in Deutschland ein verheerendes Ausmaß angenommen und zu immer bedrohlicher ansteigenden Arbeitslosenzahlen geführt. Die fehlenden sozialen Sicherungen verschärften die Verelendung breiter Volksschichten und steigerten die innenpolitischen Konflikte, die stellenweise in blutigen Straßenkämpfen ausgetragen wurden. Die Sehnsucht nach einem Ende der Spannungen und neuer deutscher Harmonie wuchs in der ratlosen und tief verunsicherten Bevölkerung. So wurde der Begriff „Volksgemeinschaft“ schon in der Spätphase der Weimarer Republik zu einem Kultwort. Auch andere Beschwörungsformeln und Idealvorstellungen feierten verbale Triumphe: Arbeit als Ehrendienst für das deutsche Volk – deutsche Scholle und deutsche Seele – deutsches Bauerntum als Jungbrunnen der Nation ... die Aufzählung ließe sich mühelos fortsetzen.

Solche gefühlsträchtigen Formulierungen, die nach dem Mißbrauch durch die Nationalsozialisten keinen unbefangenen Gebrauch mehr zulassen, finden sich

⁴ Zu einem 1931 erschienenen „Wanderführer-Heimatbuch Schmallenberg“ steuerte Kayser die geologischen Bemerkungen bei. Dieter *Wiethoff*, Kreisarchivar Frenn Wiethoff, in: Jahrbuch Hochsauerland 1994, Brilon 1994, S. 20ff.

zuhauf in zeitgenössischen Broschüren. Alle propagieren Lösungsmöglichkeiten aus der völkischen Zerrissenheit, z. B. „Volkslager“ unter Beteiligung aller Klassen und Stände oder „Arbeitslager“ auf freiwilliger Grundlage. In den Notgebieten Schlesiens waren sie durch den Grafen Moltke aus Kreisau und seinen geistigen Mitstreiter Prof. Eugen Rosenstock bereits 1928 eingerichtet worden. Auch der über Schlesien hinaus weithin bekannte Kirchenhistoriker und religiöse Volkschriftsteller Joseph Wittig, seit 1926 als „Luther redivivus“ exkommuniziert, nahm an dem Projekt lebhaften Anteil und verfaßte schon 1928 eine kleine Schrift mit dem bezeichnenden Titel „Es werde Volk“. Der Untertitel lautet: „Versuch einer ersten Geschichte des Löwenberger Arbeitslagers im Frühjahr 1928“.⁵

1931 wurde diese Idee eines „Freiwilligen Arbeitsdienstes“ mit dem Ziel, den Erwerbslosen eine sinnvolle Tätigkeit bei der Aufschließung kulturfähigen Ödlandes zu ermöglichen, auch in Ostwestfalen aufgegriffen. Der Nationalsozialismus hat mit der Zwangsorganisation „Reichsarbeitsdienst“ auch die freiwillige Vorform mit einem negativen Odium belegt, so daß diese Vorgänge bis heute wenig bekannt sind.

Pastor v. Bodelschwingh von der Anstalt Bethel gehörte in Westfalen zu den Initiatoren des Freiwilligen Arbeitsdienstes. In einem bemerkenswerten Akt ökumenischer Zusammenarbeit hatte der Protestant dem Paderborner Erzbischof Kaspar Klein angeboten, auf dem Truppenübungsplatz Sennelager ein zwar konfessionell getrenntes, aber in der technischen Arbeitsorganisation gemeinsam wirkendes Arbeitsdienstlager zu errichten. Die praktische Umsetzung des Vorschlags fiel dem Diözesanpräses der katholischen Arbeitervereine in Paderborn, Domvikar Heinrich Marx, zu. Er griff die Idee des Freiwilligen Arbeitsdienstes mit Tatkraft auf und organisierte das im Ersten Weltkrieg von englischen Kriegsgefangenen gebaute Lager Staumühle zu einer Unterkunft für „Alu“ und „Kru“-Leute um, d. h. männliche Empfänger von Arbeitslosen- und Krisenunterstützung, die sich auf eine Ausschreibung meldeten. Träger der Einrichtung waren der Diözesanverband Paderborn der katholischen Arbeitervereine Westdeutschlands und das Arbeitsamt Paderborn. Als Taschengeld erhielten die „Dienstwilligen“ täglich 50 Pfennig. Dafür sollten sie an dem großen Projekt mitarbeiten, das nach den damaligen Schätzungen bei „Anwendung von Maschinen auf das Mindestmaß“, wie Domvikar Marx in einem Aufsatz der Reihe „Heimat und Scholle“ schrieb, Tausenden Arbeit für 10 Jahre versprach: Regulierung der Ems und damit Melioration des Emslandes – eine Aktion, die später von den „Moorsoldaten“ der NS-Konzentrationslager in böser Pervertierung des ursprünglichen Ansatzes fortgeführt werden mußte.⁶

5 Ich danke Frau Bianca Wittig herzlich für die Überlassung der kleinen, 1928 in Waldenburg/Schlesien erschienenen Schrift ihres Mannes. Sie bezeugt die Hoffnungen der Initiatoren, im gemeinsamen praktischen Tun Studenten, Bauern und Arbeiter zu vereinen, auf eindrucksvolle Weise.

6 Heinrich Marx, Der Freiwillige Arbeitsdienst in seiner Beziehung zur Siedlung, in: Heimat und

Heinrich Marx suchte für seine katholischen Dienstwilligen eine seelsorgliche Betreuung. Und hier kehrt die Darstellung zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Auf einer Tagung über die Organisation des Freiwilligen Arbeitsdienstes in Duisburg lernte Marx im Jahr 1931 Josef Kayser kennen, der gerade seine erste Stelle als Kaplan an der Propsteikirche Dortmund angetreten hatte.

Kurz nach der ersten Begegnung, so schilderte es mir Prälat Kayser, habe ihm Marx auseinandergesetzt, daß er im Lager „ein herrliches Feld der Betätigung“ finde und mit seinen drei Berufen: als Priester, als Ingenieur und gewesener Kompanieführer der geeignete Mann für die Lagerleitung sei. So begann Kayser's Aufgabe als Lagerkaplan. Jetzt trafen sich der Schwung des jungen Geistlichen und des Geologen, und mit Stolz berichtete er in seinen Erinnerungen über die geleistete Arbeit: „Wir rigolten [rigolieren = tief umstechen] 320 Morgen Heide bis zu 1.50 m durch die Ortsteinschicht, wir bauten 5 Siedlungsdörfer, regulierten die Grimke ...“ Dabei ging es allerdings weniger um die Effizienz der Arbeit als um die Bemühung, die jungen Städter wieder zu erdnahem Tun zu führen und die Verantwortung vor der Schöpfung in ihnen zu wecken. Das ist auch in einem von Marx und Kayser gemeinsam unterzeichneten Merkblatt spürbar, dessen Tenor von der Demut vor der Natur erfüllt ist. Stolz auf die menschliche Kraft zur Landschaftsveränderung im Sinne jener Vorstellung, daß der Mensch berufen sei, sich die Erde „untertan“ zu machen, tritt ganz zurück. „Gott gibt dir die Verantwortung für das Leben in Pflanzen und Tieren; halte es heilig und pflege es gläubig“, heißt es in den Leitlinien. Das Emblem des Merkblatts „Für Gott und Volk“ faßt die Antriebskräfte der Leiter sinnfällig zusammen.

Das Lagerleben vollzog sich vor einem bewußt gestalteten religiösen Hintergrund: Ein Turm, für den Prälat Wolker die Glocke stiftete, wurde gebaut, und jeden Morgen nach der Messe war die Arbeitseinteilung. Die besonderen Meßintentionen deuten den Versuch an, in einer die politischen Spannungen überwölbenden Deutschland-Mystik alle Gegensätze zu überwinden: „Für die Freiheit des deutschen Arbeiterstandes“ – „Ob Hitler oder Thälmann, wir nützen Deutschland“...

Ganz ließen sich die zeitgenössischen Richtungskämpfe allerdings nicht ignorieren. Kräfte, die den Freiwilligen Arbeitsdienst zu einer Art paramilitärischen Organisation umfunktionieren wollten, regten sich allenthalben. Es gab auch Resonanz darauf unter den Arbeitswilligen. Wie wäre es sonst verständlich, daß

Scholle Nr. 7, Schriftenreihe des Verbandes „Wohnungsbau und Siedlung (Katholische Schriftenreihe des Verbandes Wohnungsbau und Siedlungsdienst)“, Berlin 1933. Marx bemerkt im Vorwort, der Text sei im Oktober 1932 als Vortrag für eine Konferenz über Siedlungsfragen geschrieben worden. Informatives Material zum Thema F. A. D. findet sich noch unbearbeitet im Archiv des Generalvikariats Paderborn.

sie ihren Kaplan angingen, er solle ihnen doch den Parademarsch beibringen – in Holzschuhen! ...

Kayser war ein vielgesuchter Multiplikator der Arbeitsdienstidee. In einer Ansprache im Berliner Rundfunk vom Frühjahr 1932, deren Manuskript glücklicherweise erhalten ist, erläuterte er seine Vorstellungen vom Führertum im F. A. D. Nach Ablehnung des militärischen und des beamteten Führers kennzeichnete er den „mütterlichen“ Führer als Leitfigur: „Mütterlichkeit muß heute das Charakteristikum des Führers sein und dazu gehört:

1. Der Führer muß stets das größte Kreuz tragen wollen, also nichts fordern, was er nicht zu leben bereit ist, und nicht nur im Rausch der ersten Begeisterung, sondern fort und fort.

2. Der Führer muß bereit sein, seine stets wechselnde Gefolgschaft freudig als sein größtes Kreuz zu tragen.“

Spitzbübisch lächelte der über Neunzigjährige, wenn er das unmittelbare Ergebnis der Ansprache nannte: 28 Anträge von heiratslustigen jungen Damen.

Die spätere Folge einer derartigen Interpretation von Führertum ist unschwer zu erschließen. Als die Nationalsozialisten die Macht ergriffen und in wenigen Jahren den Arbeitsdienst zu einer straff soldatischen Zwangsorganisation umformten, war der Kaplan mit den sonderbaren Vorstellungen von Führertugenden „untragbar“. Ihm wurde eröffnet, daß er kein deutsches Arbeitsdienstlager mehr betreten dürfe. Heinrich Marx, der das Ende des konfessionell geprägten Arbeitsdienstes als unausweichlich ansah, löste das Lager Staumühle auf. Die Einrichtung wurde vom Militär des Truppenübungsplatzes übernommen, die von den Männern erbauten Sennedörfer wurden Ziele für Artillerieübungen. Josef Kayser kam als Kaplan nach Höxter.

Fast ist es unnötig zu berichten, daß er auch dort heimlich eine katholische Jungschar führte, sich um „rassisch Verfolgte“ kümmerte und wegen „organisierter Zersetzungsarbeit gegen den Staat“ mit der SA aneinandergeriet. Als der Wagen für das KZ Oranienburg schon bestellt war, wählte er nach eigener Darstellung eine andere Lösung. Er meldete sich als Militärseelsorger.

Der Divisionspfarrer

Seine soldatische Vergangenheit hatte Kayser immer wieder eingeholt. In dürren Worten vermerken die Personalnotizen des Generalvikariats: 1935 mit der Seelsorge im Pionierbataillon Höxter beauftragt, seit Juli 1939 zur Disposition gestellt für die Wehrmachtseelsorge, am 1. 1. 1940 Wehrmachtspfarrer in Brandenburg, anschließend Kriegsdienst und Gefangenschaft.

Den Rußlandfeldzug im Sommer 1941 machte Kayser als Pfarrer der 76. Berlin-Brandenburgischen Infanteriedivision immer in der vorderen Linie mit, wie der

Chronist der Division berichtet⁷. Die Truppen überquerten den Dnjestr und Dnjepr und trafen zu ihrer Überraschung in den fruchtbaren Landschaften der südlichen Ukraine auf rein deutsche Dörfer, ernteschwer in der Augustsonne. Siedler aus dem deutschen Südwesten, die noch ihren alemannisch-schwäbischen Dialekt wie im 18. Jahrhundert sprachen, hatten sie in der Zeit Katharinas der Großen, die sie damals ins südliche Rußland gerufen hatte, angelegt. Sie bauten immer noch in ihren Dörfern, „Karlsruhe“ oder „Rastatt“ genannt, Weizen, Melonen, Wein und Obst an. Eine der Begegnungen mit katholischen Glaubensgenossen sei hier im Kayserschen Originalton wiedergegeben: einer charakteristischen Mischung aus Gefühl und Frömmigkeit und einem plastischen, erzählfrohen Landsersstil.

Kayser schildert zunächst, wie er auf der Fahrt zur Front von ein paar Soldaten angehalten wird, die gerade mit einer Gruppe deutscher Siedler sprechen und ihm bedeuten, es gehe um ihn. Dann fährt er fort: „Die Deutschen waren Jungen im Meßdienerornat, 12, 13, 14 Jahre alt, und ein Mann hatte einen Klumpfuß und hinkte. Die Jungen sagten: ‚Herr Pfarrer, heute ist Sonntag, heute müssen Sie zu uns kommen. Wir müssen eine Messe haben.‘ Hinfahren konnten wir nicht, weil ein Sumpf dazwischen war. Ich ging zu Fuß, die Jungen liefen voraus und meldeten uns an. Als wir uns dem Dorf Christopherowka näherten, kam uns eine ganze Prozession entgegen – wie bei einem Rudel Rotwild angeführt von einem Leittier, einer alten Dame. Ich merkte, daß sie einen kleinen Schnurrbart hatte, denn sie umfaßte mich, küßte mich rechte Backe, linke Backe, auf den Mund. Ich schmeckte ihre salzigen Tränen. Sie sagte: ‚Herr Pfarrer, 28 Jahre haben wir gebetet, daß wir noch einmal einen katholischen Priester sehen. Nun bleiben Sie bei uns, taufen Sie unsere Kinder, segnen Sie unsere Ehen ein, bisher habe ich das getan.‘ Wir kamen in das Dorf, der Major [Kaysers Begleiter] spielte das Harmonium. Wir kamen nicht über die erste Strophe von ‚Großer Gott wir loben Dich‘ vor lauter Weinen hinaus.“⁸

Aus ernsten, manchmal aber auch erheiternden Meldungen formt sich für den Leser der Kriegsberichte, in denen er immer wieder erwähnt wird, das Bild des Divisionspfarrers, von den Landsern liebevoll-schnoddrig „Kasak“ genannt: Katholische-Sünden-Abwehr-Kanone (sein evangelischer Amtsbruder, mit dem Kayser vorzüglich harmonierte, hieß entsprechend „Esak“). Er war der Partner in langen Gesprächen, wenn Offiziere vor Gefechten in Todesahnung seine Nähe

⁷ Jochen Löser, *Bittere Pflicht – Kampf und Untergang der 76. Berlin-Brandenburgischen Infanterie-Division*, Osnabrück 1986, S. 88.

⁸ Ebd. S. 106.

suchten,⁹ er hörte die Beichte und tröstete Sterbende. Er erlebte aber auch die Brutalität von SS-Leuten, die selbst vor Erschießungen deutscher Dörfler nicht zurückschreckten. Dazu bemerkte er: „Dies Erlebnis hat mich geprägt und verfolgt bis zum großen Halt bei Stalingrad.“

Mit dem Namen der Stadt an der Wolga ist das Schicksalswort in der Biographie Josef Kaysers gefallen. Im August 1942 erreichte die 76. Infanteriedivision als Teil der VI. Armee das Vorfeld Stalingrads. Hier erlebte der Divisionspfarrer die Einkesselung durch die Russen und das Inferno der gewaltigen Schlacht:

Kellerlöcher voller Hungernder, Verstümmelter, Erfrorener. Eine Kälte so mörderisch, daß sich zwischen Wandlung und Kommunion im Meßkelch Eisklumpchen bildeten. Massenhaftes Sterben, so auf dem Hauptverbandsplatz von Bolsche-Rossoschka, wo Kayser im November 1056 Tote „beerdigte“. Gebete an von den Sanitätern herangeschafften Bahren, auf denen vermeintlich Tote plötzlich seine Gebete fortsetzten. Aufwachen nach einem Erschöpfungsschlaf zwischen 19 Toten in der als Hauptverbandsplatz eingerichteten Schweinekolchose. Immer wieder sagte er, wenn er nach den Stalingraderfahrungen gefragt wurde: „Das eigentliche Stalingrad kann man nicht aussprechen und nicht beschreiben. Es kann nur gebetet werden.“ Jedoch hat er mehrfach das Erlebnis seiner Gefangennahme geschildert, als ihn der Schreckensruf flüchtender Kameraden erreichte: „Die Russen kommen!“ Er blieb bei den Sterbenden, denen seine unermüdliche Fürsorge galt, und berichtete:

„Ich hatte noch Hostien bei mir, kommunizierte und dachte natürlich, jetzt ist es vorbei. Ich ging nicht weg, sondern auf die Russen zu und stand plötzlich fünf jungen Kerls gegenüber, dahinter war einer mit einer anderen Kopfbedeckung, etwas Höheres, ein Leutnant. Die 5 Jungen legten auf mich an. Ich machte ein großes Kreuzzeichen und schrie ihnen auf russisch zu: ‚Ich bin Priester, Christus ist auch im Kriege auferstanden!‘ Da schmissen sie die Maschinenpistolen weg. Ehrlich gesagt, ich dachte, wenn du jetzt eine MP hättest! Mit einem Feuerstoß lägen die fünf auf der Nase. Aber die schmissen auf mein Kreuzzeichen die Pistolen weg. Immer noch erwartete ich einen Schuß. Da fielen sie mir um den Hals, küßten mich, rechte Backe, linke Backe und den Mund und sagten: ‚Er ist wahrhaftig auferstanden!‘ und alles, was floh oder geflohen war, kriegte einen Rückenschuß. Und dann ging ich zu den Kameraden und gab ihnen die Krankenölung, und wenn ich ein Kreuzzeichen machte, machten die Russen es auch. Dieses Erlebnis hat mich stark beeindruckt und mir Kraft und Glauben für vieles später gegeben.“

Anschließend berichtet er, wie ihn die Russen auf „eine Art Feldherrenhügel“ führten, wo ein Feldmarschall stand, von dem er später erfuhr, daß es „Rokosowski war, Pole und von Haus aus sicher katholisch“. Die russischen Soldaten erzählten eifrig, wie sie ihn gefangengenommen hätten. Kayser schließt seine

9 Dazu der eindrucksvolle Bericht von Mady v. Schilling, in: J. Löser (Anm. 7) S. 204ff.

Schilderung: „... und dieser Feldmarschall guckte mir in die Augen, und ich guckte ihm auch preußisch in die Augen. Da sagte der General: ‚Du wirst läbben!‘ Da hatte ich ein Kraftgefühl in mir, wie ich es gar nicht beschreiben kann!“¹⁰

Vielleicht hat ihm dieses Kraftgefühl geholfen, als unter den in Gefangenschaft geratenen Deutschen jener große Konflikt ausbrach, den ein späteres Buch ausdrücklich „Krieg hinter Stacheldraht“ nannte.¹¹

Im Sommer 1943 neigte sich der Krieg zwar unverkennbar zugunsten der UdSSR, da die Hauptlast des Krieges aber noch immer allein von den Sowjets zu tragen war, versuchten sie die Entscheidung durch den Einsatz ihrer „Instrumente“ hinter der Front zu beschleunigen. Ihre nun einsetzenden, oft geschilderten Maßnahmen können hier nur skizziert werden.¹² Exilkommunisten (darunter Träger so bekannter Namen wie Ulbricht, Pieck, J. R. Becher, W. Bredel u. a.), aber auch einige deutsche Soldaten und Offiziere, die als Antifaschisten gewonnen worden waren, gründeten am 13. Juli 1943 in Krasnogorsk bei Moskau das „Nationalkomitee Freies Deutschland“ (NKFD). Sein Ziel war es, die kämpfenden deutschen Truppen durch propagandistische Einwirkung zum Sturz Hitlers und zum Rückzug bis zur Reichsgrenze zu bewegen – mit der Zusicherung, daß nach der Beseitigung Hitlers mit einer neu zu konstituierenden deutschen Regierung Friedensverhandlungen eingeleitet würden – insgesamt ein ungeheurer Auftrag für die militärisch Verantwortlichen. Die vom NKFD wöchentlich herausgegebene Zeitung „Freies Wort“ erschien in schwarz-weiß-roter Umrandung, den Traditionsfarben des Kaiserreichs. Pathetisch wurde auch die Analogie zu der Entscheidung des Preußen Yorck in Tauroggen 1812, mit dem russischen Generalfeldmarschall v. Diebitsch eine Konvention gegen Napoleon zu schließen, beschworen. Damit sollte dem spektakulären Wandel in den deutsch-russischen Beziehungen die historische Legitimation verliehen werden.¹³

10 Theodor *Plivier* hat in seinem 1943/44 erstmals veröffentlichten großen Stalingrad-Roman *Kayser* unter dem Namen „Wehrmachtspfarrrer Kaiser“ ein literarisches Denkmal gesetzt. Er schildert darin Kayzers unermüdliche, selbstlose Betreuung aller Sterbenden, unabhängig von ihrer Konfession. Erstmals für Deutschland nach der Erstfassung Köln 1983, S. 124ff. Sehr anschaulich auch die entsprechenden Schilderungen eines Kameraden Kayzers in Rußland, der bis 1945 alle Stationen seines Lebens mit ihm teilte: Heinrich *Gerlach*, *Odyssee in Rot – Bericht einer Irrfahrt*, München 1966, darin S. 290ff. Das Archiv des Generalvikariats Paderborn birgt eine umfangreiche Sammlung der Stalingrad-Literatur aus dem Besitz Kayzers, teilweise von ihm mit Kommentaren versehen.

11 Karl-Heinz *Friser*, *Krieg hinter Stacheldraht*, Mainz 1981. Friser schildert eingehend die Auseinandersetzungen unter den Deutschen in den sowjetischen Kriegsgefangenenlagern, wie man auf die Angebote des NKFD reagieren sollte.

12 Unentbehrlich: Bodo *Scheurig*, *Verräter oder Patrioten*, Berlin 1993, Neuausgabe seines Standardwerks von 1960 über das NKFD und den BDO, bes. S. 112ff. Scheurig interviewte Kayser mehrfach.

13 Sehr lesenswert: Wolfgang *Jacobmeyer*, *Tauroggen in Krasnogorsk? Die Selbstlegitimation des Nationalkomitees „Freies Deutschland“ und seine Nachkriegsrezeption*. Münstersche Antrittsvorlesung 1992, in: *Geschichte, Politik und ihre Didaktik* Heft 3/4, 1992, S. 265-270.

Doch statt einer positiven Resonanz gab es weithin eine eisige Ablehnung bei den Gefangenen gegenüber dem als kommunistisch eingestuften NKFD. Die anschließende Gründung eines reinen Offiziersbundes ohne Emigrantenbeteiligung muß als ein Zugeständnis von sowjetischer Seite gewertet werden: wohl ein Beweis, wie sehr den Sowjets in dieser Kriegsphase an einer Unterstützung durch die deutschen Gefangenen lag.

Am 11. 9. 43 wurde in Lunjowo bei Moskau der „Bund deutscher Offiziere“ (BDO) gegründet, ein Zusammenschluß hochrangiger und teilweise hochdekorierter Offiziere mit General v. Seydlitz als Präsident an der Spitze. Dem Beitritt zu dem Bund war aber ein langes Ringen der Männer vorangegangen: War es nicht Eidbruch und Hochverrat, wenn sie sich den so lange als bolschewistischer Erzfeind angesehenen Sowjets zur Verfügung stellten? War ihr Tun nicht ein Dolchstoß in den Rücken der Waffenbrüder, deren Kampfmoral zersetzt werden sollte? Andererseits: Konnte man dem verbrecherischen Treiben Hitlers, der offenbar Deutschland bedenkenlos dem Untergang preisgab, tatenlos zusehen? War Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime jetzt nicht der einzige mögliche Patriotismus? Auch Pastor Kayser, als Offizier des 1. Weltkriegs festverwurzelt im Ethos von Treue und Gehorsam, durchlebte diese Gewissenskämpfe. Aber er schob alle Bedenken zurück und erklärte seinen Eintritt in den BDO mit dem Bekenntnis: „Ich will einen Anfang machen, daß sich finde Mensch zu Mensch und Volk zu Volk. Es lebe die Liebe und die gegenseitige Hingabe. Es sterbe der Haß und der Stolz.“

Durch seine Wahl als Delegierter des BDO in das Nationalkomitee erhielt er eine zusätzlich exponierte Stellung. Ein entscheidender Impuls für seine Entscheidung zur Zusammenarbeit mit dem früheren Gegner war die Möglichkeit, nun Gottesdienste im Sender des NKFD halten zu können und in Flugblättern seine persönlichen Gewissensappelle zu verbreiten. Eines seiner Flugblätter, überschrieben: „Der tote Pfarrer Kayser spricht“ vom 20. 11. 1943, war gut sichtbar an drei Gruppen in der Heimat adressiert: Meine Kumpel im Ruhrgebiet! Meine Sauerländer Landsleute in Schmallenberg! Meine liebe Gemeinde in Höxter an der Weser! Der von den Deutschen Totgesagte ruft darin auf: „Macht Schluß mit dem Krieg und mit Hitler!“ Den Flugblatt-Kopf bildet ein Photo, das Kayser in einer Runde neben General v. Seydlitz zeigt. Dieses Flugblatt gelangte nach einer langen Odyssee aus der Ukraine ins Sauerland. Mescheder Gymnasiasten analysierten es im Rahmen einer Arbeit im Wettbewerb Deutsche Geschichte über Formen der Propaganda im 2. Weltkrieg. Sie empfanden es als wesentlich persönlicher und eindringlicher als die in drohendem Ton gehaltene Flugblattpropaganda der westlichen Alliierten.

Als Soldat erhebt Kayser seine Stimme: „Seid tapfer und kämpft für die Freiheit gegen den inneren Feind des deutschen Volkes, den Nationalsozialismus!“



SPRICHT:

Moskau, den 20. November 1943

**Meine Kumpels im Ruhrgebiet!
Meine Sauerländer Landsleute in Schmallenberg!
Meine liebe Gemeinde in Höxter an der Weser!**

Das OKW hat mich totesagt. Es ist möglich, daß irgendein Soldat gesehen haben will, wie der Divisionspfarrer der 76. I. D., Kayser, gefallen ist. Vielleicht passen aber auch gewissen Leuten in Deutschland seine Gottesdienste am Sender des Nationalkomitees „Freies Deutschland“ wenig.

Aber ihr, die ihr mich kennt, wundert ihr Euch darüber, daß ich gegen Hitler und seine Lügen auftrete!

Ich bin national! Zweimal wurde ich im Kriege 1914/18 im Nahkampf als MG-Offizier verwundet. Zweimal traf es mich auch in diesem Krieg, als ich Verwundete aus der Feuerlinie holte. Ich habe mich in acht Frontjahren immer da aufgehhalten, wo die Kugeln pfliffen.

Ich bin sozial! Dreieinhalb Jahre habe ich auf Zeche Lothringen bei Bochum, auf Gra: Schwerin bei Dortmund, auf dem Allan Hellweg bei Unns, in den Schwefelkiesgruben der Gewerkschaft Sechtleben in Maggen als Kumpel gearbeitet, auf Schecht Kaiseroda in Thüringen meine Markscheidearbeit gemacht.

Aber ich bin kein Nationalsozialist!

Wißt ihr noch, ihr Höxteraner, ihr Jungen vom Carveyer Land, wie die Gestapo von Bielefeld alle 14 Tage nach Höxter kam!



Wie sie mich, den Bezirkspräsidenten der Kolpingjugend, stundenlang verhörten und Euch mit dem Gummirollenprügel traktierten wegen organisierter Zersetzungsarbeit gegen den Staat? Liborius Schmidt, Josef Halbey, mein Senior, Hannes Lüke, wißt Ihr noch?

Wißt Ihr noch, wie ich nachts den Krach hatte mit den beiden SS-Leuten? Sie pöbelten mich an, als ich spät von einer großen Veranstaltung der Männergemeinschaft St. Nikolaus allein nach Hause ging.

Wißt Ihr noch, wie mich Pollmeyer mit seinem Auto umsonst ins KZ bringen wollte, weil ich die Frau des jüdischen Armenarztes in ihrem Hause in der Corveyer Allee besuchte, als Ihr Mann nach der Nacht der langen Messer im November 1938 fortgeschleppt worden war?

Das alles kann Euch nur ein Lebendiger erzählen, und Ihr versteht, daß ich jetzt wohlbehalten und gesund in russischer Gefangenschaft und lebendig wie nie zuvor mich mit allen Kräften in der großen Bewegung „Freies Deutschland“, im Nationalkomitee und im Bund Deutscher Offiziere beäugle.

Deshalb versteht Ihr auch, daß ich nun meine Stimme erhebe als Deutscher: Macht Schluss mit dem Kriege und mit Hitler!

als Soldat: Seid tapfer und kämpft für die Freiheit gegen den inneren Feind des deutschen Volkes, den Nationalsozialismus!

als Priester: Alles was gegen Eure Überzeugung ist, ist Sünde! Nur keine Unterlassungssünde! Es gibt heute nur eine Sünde: die Feigheit! Ihr wißt, so habe ich immer gepredigt und tue es auch heute.

Sendet dieses Flugblatt des offiziell Totgesagten an irgendeinen katholischen Priester der großen Erzdiözese Paderborn, an die katholische Pfarrgemeinde St. Nikolaus, Hörter/Weser.

Grüß Euch Gott, alle Ihr Lieben in der Heimat!

Auf ein frohes Wiedersehen in einem friedlichen freien Deutschland ohne Diktator: SS und KZ!

Euer

Josef Kayser
kath. Wehrmachtpfarrer der 79.
I. D., gefangen bei Stalingrad am
16. Januar 1943, jetzt Mitglied
des Nationalkomitees „Freies
Deutschland“

Josef Kayser
Kath. Wehrmachtpfarrer St. Nikolaus



Auf dem Bilde unten: eine Gruppe Mitglieder des Nationalkomitees „Freies Deutschland“ und des Bundes Deutscher Offiziere. Von links nach rechts: Otto SINZ, Oberstleutnant, 7./I. R. 608; Karl BERTZ, Major (Ing.) u. Div.-Ing., 371. I. D.; Hans ZIPPEL, Gefreiter, 516. I./I. R. 174; Johannes SCHRODER, Wehrmachtpfarrer, 371. I. D.; Martin LATTMANN, Generalmajor u. Kommandeur d. 14. Pa. Div.; Josef KAYSER, kath. Wehrmachtpfarrer, 79. I. D.; Walter von SEYDLITZ, General der Artillerie, Kommandierender General des LI. Armeekorps; Alexander Eder von DANIELS, Generalleutnant u. Kdr. der 378. I. D.; Friedrich REYHER, Oberleutnant, Komp. Führer I. Pl. 88. 16. I. D.; Luitpold STEIDLE, Oberst u. Regimentskommandeur, Gr. R. 787; Dr. Ernst HADERMANN, Hauptmann a. Kdr. III./A. R. 152; Matthias KLEIN, evang. Pastor, Unteroffizier, 8./I. R. 455.



Als Priester mahnt er: „Alles, was gegen Eure Überzeugung ist, ist Sünde. Nur keine Unterlassungssünden! Es gibt heute nur eine Sünde: die Feigheit! Ihr wißt, das habe ich immer gepredigt und tue es auch heute.“

Und er schließt: „Auf ein frohes Wiedersehen in einem friedlichen freien Deutschland ohne Diktator, SS und KZ!“

Auch wenn Kayser die Chancen nutzte, durch das NKFD das Gewissen der Deutschen aufrütteln und als Priester vielfältig wirken zu können, so begegnete er der Organisation insgesamt kritisch. Das ist mit Nachdruck gegen eine Darstellung aus der ehemaligen DDR „Christen im Nationalkomitee Freies Deutschland“ festzuhalten, die Kayser als Kronzeugen permanent heranzieht und seine engen Beziehungen zu Ulbricht geradezu enthusiastisch ausmalt.¹⁴ Es gibt keine Predigt, keine Artikel von ihm, die belegten, daß er marxistisches Gedankengut propagiert hätte. Er nutzte allerdings auch unkonventionelle Wege, um seinen Glauben mitzuteilen, und in späteren Briefen findet sich das Geständnis über sein Wirken unter den Kommunisten, das dem alten Kämpen wohl zuzutrauen ist „... eigentlich habe er sich gelegentlich als eine fünfte Kolonne des Papstes gefühlt ...“

Der Priester blieb im ganzen gesehen viel mehr am religiösen Aspekt seines Tuns interessiert als an ideologischen Debatten mit den KP-Funktionären, und das Spannungsverhältnis zu den das Nationalkomitee bestimmenden orthodoxen Kommunisten blieb konstant. Er konnte auch nicht die Augen davor verschließen, daß es bei den russischen Plänen für Deutschland immer stärker um die Durchsetzung einer stramm kommunistischen Linie ging und daß die Mitwirkung der Deutschen für die Sowjets immer uninteressanter wurde, je offensichtlicher sich der Sieg der Roten Armee abzeichnete. Ohnehin war die Karte: Zersetzung der deutschen Truppen durch die Stimme von NKFD und BDO nicht aufgegangen, denn die Aufrufe zum Widerstand hatten weder in den Gefangenenlagern noch an der Front zu nennenswerten prosovjetschen Reaktionen geführt. Nach Jalta gehörte Kayser denn auch zu den entschiedenen Fürsprechern einer baldigen Auflösung des BDO.

Im Dezember 1945 wurde er einem Transport von Heimkehrern aus den Kreisen der Geistlichen zugeteilt, nachdem sein Wunsch, als Priester ins Dorf Christopherowka gehen zu dürfen, abschlägig beschieden worden war. Gern zitierte er beim Erzählen seiner Erinnerungen die Abschiedsworte seines intellektuell viel schärfer profilierten Amtsbruders Dr. Aloys Ludwig: „Geh nach Hause, Josef. Du bist zu dumm für die Politik.“¹⁵

Wenn man unter politischer Klugheit das Talent versteht, komplizierte Machtverhältnisse zu durchschauen und sich in ihnen geschickt operierend erfolgreich

14 Klaus *Drobitsch* (Hg.), *Christen im Nationalkomitee Freies Deutschland*, Berlin (Ost) 1973.

15 So auch bei *Gerlach* (Anm. 10). S. 427.

zu bewegen, war der fromme, spontane, oft naiv-unbekümmert vorgehende Kayser vielleicht „dumm“. Aber selbst wenn man diese Qualifizierung als ein Lob versteht, was half ihm das nach der Rückkehr aus Rußland? Für die Deutschen im Westen war ihm der Stempel aufgedrückt: Mitglied des Nationalkomitees. Wie ihn Jahre vorher seine nationale Argumentation und die Aktivität im Freiwilligen Arbeitsdienst scheinbar in die Nähe des Nationalsozialismus gerückt hatte, so belastete, ja verfemte ihn nun das Odium des Paktierens mit dem Kommunismus, ein gerade in der Zeit des Kalten Krieges unverzeihlicher Makel. Bei der Überschau über seinen Lebensweg urteilte der alte Geistliche mit gelassener Selbsteinschätzung: „Der Weg des Christen ist der schmale Gipfelpfad. Es mag sein, daß ich sowohl nach rechts wie nach links einige Schritte gestolpert bin.“ Insgesamt bewertete er seine Rolle im Nationalkomitee angesichts der Hoffnungen, die er anfangs mit seinem Wirken in diesem Gremium verbunden hatte: „Wir waren keine betrogenen Betrüger – aber vielleicht enttäuschte Enttäuscher.“¹⁶

Der Anstaltsgeistliche

Wenn ein Fünfzigjähriger nach den Schrecknissen und Belastungen dieses gewaltigen Krieges heimkehrt, sollte man meinen, er sehne sich nach einem ruhigen Hafen – in den Kategorien des Geistlichen gedacht: nach einer möglichst bequemen Pfarre. Nicht so Pastor Kayser. Nach einigen Monaten im Suchdienst, nach kurzer Pfarrvikarstätigkeit in Dortmund-Kirchhörde erhielt er das Amt des Pfarrers im abgeschiedenen Dorf Bosseborn im Kreis Höxter. Es ist wohl kaum eine Unterstellung anzunehmen, daß auch seine kirchlichen Oberen sich mit einem politisch so berühmt-berüchtigten Mann wie dem ehemaligen Divisionspfarrer aus dem Nationalkomitee schwertaten.

Trotz seiner dörflichen Abgeschiedenheit verfolgte Kayser die neuen Auseinandersetzungen, die zu Beginn der fünfziger Jahre die Geister und Herzen in der Bundesrepublik bewegten, mit großer Aufmerksamkeit. Er war von Jugend an für Lyrik aufgeschlossen gewesen, und starke Erlebnisse, wie die Begegnung mit der fremden russischen Landschaft, hatten ihn auch selbst zu Gedichten gedrängt. Einige von ihnen, im schlichten Volksliedton gehalten oder Rilke nachempfunden, sind auch heute noch lesenswert. Von den Gegenwartsdichtern war es vor allem Reinhold Schneider, dessen Gedichte und Sonette er seinen Kameraden gern vorgetragen und in der Gefangenschaft auf die Rinde junger Birken aufgezeichnet hatte, wie er Schneider später schilderte. Als Reinhold Schneider ab 1950 in den Debatten um die Wiederaufrüstung aus christlicher Grundüber-

¹⁶ Die Formulierung gebrauchte er immer wieder in Briefen an mich aus den Jahren 1983-90, auch in einem Brief an Prof. Georg Wagner, Paderborn, vom 29. 4. 85, dessen Durchschlag mir vorliegt.

zeugung seine warnende Stimme gegen die Wiederbewaffnung erhob, nahm Kayser einen brieflichen Kontakt zu dem Dichter in Freiburg auf. Er berichtete ihm, daß Johannes R. Becher, aus dem NKFD ja sein guter Bekannter, ihm bei seiner Heimkehr aus Rußland den Auftrag gegeben habe, Reinhold Schneider in den neubegründeten, kommunistisch geprägten „Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ zu holen. Kayser war dem Auftrag nicht nachgekommen, aber Becher hatte schon Ende der vierziger Jahre Kontakt zu Schneider aufgenommen und es erreicht, Schneider in die Friedenspropaganda östlicher Spielart einzuspannen. Er hatte ihm vielfältige Möglichkeiten geboten, in Zeitschriften der DDR oder kommunistisch inspirierten (und finanzierten) Zeitschriften des Westens seine Ablehnung einer Wiederbewaffnung zu verkünden. Schneider deswegen der „Kollaboration“ mit den Kommunisten zu bezichtigen, wie es in den 80er Jahren noch geschah, ist gewiß eine allzu plakative Deutung.¹⁷ Sicher ließen sich aber Schneiders eindringliche idealistische und pazifistische Friedensappelle aus dem Geist der Bergpredigt als eine Art Schützenhilfe für eine Pax sowjetica mißbrauchen. Schneider wurde als „Paradechrist“ ausgenutzt, wie es auch Kayser und seinen geistlichen Mitbrüdern im NKFD geschehen war.

Im September 1952, als der Streit um die Einschätzung der Stalin-Note noch hin- und herwogte, schrieb Kayser dem verehrten Dichter einen langen Brief, der sich inzwischen überraschend im Reinhold-Schneider-Archiv gefunden hat. Er schildert darin zunächst die große Bedeutung, die Schneiders Gedichte für die Kameraden in russischer Gefangenschaft hatten, erinnert auch an den unausgeführten Auftrag, Schneider in den „Kulturbund“ zu holen und fährt fort: „Es scheint mir, daß er [gemeint ist Becher] den Weg zu Ihnen gefunden hat. Sie werden, wie jeder Christ in der heutigen Zeit, Ihren Weg durch das Dunkel dieser Welt und das Gestrüpp der widerstreitenden Meinungen nach dem Kompaß im eigenen Herzen gehen müssen. Sie sollen aber wissen, daß Ihr Name und Ihre Person durch mich vielleicht zuerst einer unheimlichen Macht bekannt wurde, die auch das Edelste und Feinste im Menschen rücksichtslos zu Zwecken benutzt, die ihren Zielen dient, denen sie alles, auch das Religiöse, unterordnet.“¹⁸

In dem Hinweis auf die „unheimliche Macht“ deutet Kayser wohl noch einmal

17 Ekkehard *Blattmann*, Über den Fall Reinhold Schneider im Lichte von Reinhold Schneiders Kollaboration mit den Kommunisten, S. 26-120, in: E. *Blattmann* / Klaus *Mönig* (Hg.), Über den „Fall Reinhold Schneider“, Katholische Akademie Freiburg und Verlag Schnell & Steiner, München 1990. Blattmann zitiert den hier erwähnten Briefwechsel Kayser-Schneider sehr ausführlich. Er hat Kayser auch persönlich über seine Beziehungen zu Becher befragt, den er in seinem „Kollaborationsartikel“ als den großen „Netzauswerfer“ für Mitkämpfer in der „roten Weltfriedensmaschine“ dingfest macht. Auf Blattmanns sehr scharfe Verurteilungen Schneiders und seiner damaligen westdeutschen politischen Freunde kann hier nicht eingegangen werden.

18 *Blattmann* ebd. S. 56.

und sehr bezeichnend seine eigenen Erfahrungen an, seine Erkenntnis, daß er als „nützlicher Idiot“ für machtpolitische Zwecke ausgenutzt worden war.

Schneider reagierte auf Kaysers Brief, von dem hier nur ein ganz kurzer Ausschnitt zitiert werden konnte, sehr bewegt. Zwar rechtfertigte er seine Haltung: „... Was mich selbst angeht, so glaube ich nicht, daß ich mich über die Verhältnisse im Osten täusche. Ich bin aber der Meinung, daß die Haltung der repräsentativen Kirche gegenüber dem Unglauben und seiner Macht nicht die richtige ist, der Christ kann sich nur hingeben, opfern, aber nicht im Bunde mit weltlichen Mächten sich verteidigen. Seine Haltung muß vom Ursprung her eine andere sein als die von den Nichtgläubenden.“¹⁹

In der Folgezeit brach er aber seine Publikationen im von Becher geleiteten Aufbau-Verlag und zu Becher selbst ab.

Kayser hielt es auf Dauer nicht im stillen Bosseborn in den Weserbergen. Er suchte wieder einen Brennpunkt, nun aber in einem ganz anderen, dem psychotherapeutischen Bereich. Schon früher hatte er sich mit den Arbeiten des bekannten Schweizer Psychiaters Binswanger beschäftigt, seine Anstalten besucht und mit vielen namhaften Psychotherapeuten korrespondiert. So bewarb er sich 1954 um die Stellung als Anstaltsgeistlicher in Eickelborn bei Lippstadt. In dieser großen westfälischen Klinik für Psychiatrie – sie hatte damals fast 2000 Betten – wurden u. a. die besonderen Opfer der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft gesammelt und betreut: die Sucht- und Drogenabhängigen. Als Anstaltsgeistlicher wirkte Kayser hier bis weit über die Pensionierungsgrenze. Seine besondere Aktivität galt einer Sozial-psychiatrischen Hilfgemeinschaft, die, Ideen C. G. Jung aufnehmend, in Eickelborn begründet wurde und als deren Vorsitzender er lange Zeit amtierte. Die Erfahrungen im Umgang mit den Suchtkranken und den psychisch kranken Rechtsbrechern, die als doppelt stigmatisiert, nämlich psychisch krank und kriminell, eine äußerste soziale Randgruppe unserer Gesellschaft bilden, nannte Kayser: mein zweites Stalingrad.

Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß auch die Erinnerung an das erste Stalingrad und sein Mitwirken im NKFD ein schwieriges Kapitel für ihn blieb. Wolfgang Jacobmeyer hat mit Recht darauf verwiesen, daß die westdeutsche Historiographie diesem Thema über lange Zeit „überraschend monoton in Fragestellung und Ergebnisperspektive“ begegnete.²⁰ Die Bewertung des Nationalkomitees sei in unzuträglicher Erstarrung zu einem Topos geronnen. Es wurde abqualifiziert als bloßes Propagandainstrument der Sowjets, ohne die genauere Untersuchung möglicher ideeller Perspektiven bei einzelnen deutschen Mitgliedern überhaupt als erforderlich anzusehen. Und wenn schon die Historiographie nicht zu Differenzierungen bereit war, können die Klischeebildungen bei der Bewertung durch eine breitere Öffentlichkeit nicht wundern. Das NKFD

19 Antwortbrief Schneiders ebd. S. 108.

20 *Jacobmeyer* (wie Anm. 13) S. 269.

galt als Kaderschmiede für die späteren SBZ/DDR Regierungen und als Ansammlung von Opportunisten. Jacobmeyer hat die Unrichtigkeit dieses Urteils nachgewiesen, aber das Vor-Urteil war zementiert. Gerade für einen Mann wie Kayser, der sich seiner religiösen und patriotischen Motive beim Eintritt in den BDO sicher war, mußte die Verfemung als „Bolschewistenfreund“ und Verräter schmerzlich sein.

Erst in den 80er Jahren eröffnete sich mit einem erweiterten Widerstandsbegriff ein neuer Denkhorizont für die Einschätzung der Männer hinter der russischen Front. Waren nicht auch die Mitglieder des NKFD/BDO Kämpfer gegen Hitler und sein verbrecherisches Regime? Pastor Kayser reagierte geradezu beglückt auf die Mitteilung, in der 1988 neueröffneten Gedenkstätte Deutscher Widerstand im ehemaligen Bendlerblock gebe es jetzt auch einen Raum, in dem ein Photo des 1944 in Lunjowo gegründeten „Arbeitskreises für Kirchenfragen“ hänge, und er stehe dort mit seinem von ihm selbst entworfenen silbernen Brustkreuz gut sichtbar im Vordergrund. Wieviel Unverständnis, wie viele manchmal geradezu böartige Verdrehungen seiner reinen Motive hatte er bis dahin wohl erfahren? Zum 50. Jahrestag der Gründung des NKFD hat der renommierte Professor für osteuropäische Geschichte in Bonn, Alexander Fischer, in einem großen und ausgewogenen FAZ-Artikel am 10. 7. 1993 ein Fazit der jetzigen Bewertung gezogen. Darin fordert er, daß im allgemeinen Bewußtsein der militärische Teil der Widerstandsbewegung über die Männer des 20. Juli hinaus erweitert werden müsse: „Ihnen sind auch jene Offiziere und Soldaten zuzurechnen, die sich aus sittlichem Gebot, aus menschlichem Empfinden sowie aus Liebe zu Volk und Heimat erst hinter dem Stacheldraht sowjetischer Kriegsgefangenenlager dazu entschlossen, nicht tatenlos zuzusehen, wie Hitler das Deutsche Reich in den Abgrund führte.“

Schade, daß Pastor Kayser diese Worte nicht mehr vernehmen konnte!²¹

Er hatte, als nach seinem 90. Geburtstag gesundheitliche Beschwerden zunahmen, seinen „letzten Stellungswechsel“ vollzogen. So kündigte der passionierte Briefschreiber Kayser seinen unzähligen Korrespondenten die Übersiedlung ins St.-Ida-Altenheim nach Lippetal-Hovestadt an. Oft zitierte er in diesem Zusammenhang einen selbstironischen Grabspruch, den er bereits vor Jahrzehnten in Rußland hinter Stacheldraht als eine Art Lebensbilanz gedichtet hatte: „Ich taugt im Leben zwar nicht viel / doch langt es zum Lieben und Dichten! / Jetzt lieg ich als treffliches Leitfossil / in feucht-quartären Schichten! Nitschewo! Ob hier, ob im Sauerland / sein Grab hat der alte Lümmel, – / spricht still ein Memento / daß Ruhe findt / die ruhlose Seele im Himmel.“

21 Dagegen allerdings in der FAZ vom 10. 6. 1994 Günter Gillessens Leitartikel „Aber wofür waren sie?“ anlässlich der neuentbrannten Debatte um den Platz des NKFD in der Gedenkstätte. Sie ist Ausdruck der immer noch un abgeschlossenen Rezeptionsgeschichte dieser besonders umstrittenen Gruppe des Widerstands.

Von der getragenen, eher weihevollen Tonart üblicher Nachrufe hebt sich ein Selbstbild als „Lümmel“ herzerfrischend ab. Es war eine passende Entscheidung, diese Verse auf die Rückseite des Kayserschen Totenzettels zu setzen: Der lebensfrohe Mensch und tapfere Gottesstreiter wird darin noch einmal unnachahmlich lebendig.

In der Osterwoche 1993, am 15. 4., schrieb er einer betagten, kranken Freundin: „Die Heimat der Seele ist oben im Licht.“ Wenige Tage später, am 21. 4. 1993, starb er.